

Während du einen Apfel isst

Gestalten Sie eine Situation



35. Landeswettbewerb Deutsche Sprache und Literatur

Julika Saynisch

Christoph-Schrempf-Gymnasium Besigheim

Die Schale

Der mir fremde Mann saß in unserem Esszimmer. Er saß schon eine Weile dort, unverändert, bis auf den wachsenden Schatten in seinem Gesicht. Das Grau der Zimmerwände spiegelte sich in ihm wider. Grau waren seine Klamotten, sein Schnurrbart und seine müden Augen. Das Licht hatte der Fremde nicht eingeschaltet. Fühlte er sich in der Dunkelheit geborgen? Sorgte er sich darum, dass eines seiner Geheimnisse mit Einschaltung der Lampe wortwörtlich ans Licht kommen könnte? Ich wusste es nicht, denn dieser Mann war mir unbekannt. Der Fremde lebte schon mein ganzes Leben lang im selben Haus.

In völliger Dunkelheit schälte er einen Apfel. Ich beobachtete ihn dabei, wie er seine volle Aufmerksamkeit seinem rotgoldenen Apfel widmete, dem einzigen Objekt, welches seine Farbe in dieser tristgrauen Umgebung nicht verloren hatte. Er hielt den Apfel in der Hand, das Messer in der anderen, und die Schale fiel in spiralförmigen Streifen auf den Tisch. Immer und immer wieder landeten sie dort und markierten die vergangene Zeit zwischen uns. Mich schien er nicht bemerkt zu haben, denn auch ich habe seine Stille geerbt. Vielleicht wollte er mich aber auch nur nicht bemerken. Er biss mit Wucht in seinen Apfel. Das Geräusch, das entstand, zerriss die Stille und hallte von den Küchenwänden wider. Seinen Genuss konnte ich regelrecht heraushören. Ich ging einen Schritt auf den Fremden zu und setzte mich zu ihm an den Esstisch. „Vater“, sagte ich. Er blickte nicht auf, Augen starr auf seinen Apfel gerichtet. „Vater“, wiederholte ich und diesmal gab er ein nachdenkliches „Hmm?“ von sich. Kein Wort. Kein Blick. Keine Regung. Nur ein einfacher, fast stummer Laut.

Er hob erneut das Messer auf, da er eine Stelle entdeckt hatte, an der noch etwas Schale zurückgeblieben war. Die scharfe Klinge zog sich präzise um das Fruchtfleisch. Ein letztes Mal landete ein Stück Schale auf dem Tisch und mein Vater musterte den Apfel gründlich. So war er, exakt und ruhig, fast mechanisch. Mir fiel auf, dass ich meine Hände krampfhaft auf die Unterseite meines Stuhls presste und so legte ich sie offen auf den Tisch. „Ich wollte dir etwas erzählen...“, fing ich an, in der Hoffnung, er würde seinen Apfel und das Messer zur Seite legen. Stattdessen fragte er „Ist es wichtig?“. Es war nicht das, was ich hören wollte und doch war es das, was ich hätte erwarten sollen. Schweigen war für meinen Vater schon immer Gold. Als ich keine Antwort gab, blickte er zum ersten Mal auf und schaute mich an. Er

hob die Augenbrauen, ein stumpmes *nun? Was willst du.* Schließlich sagte ich „Nein, ist nicht so wichtig.“ Aber das war es. Es war alles.

Ich stand auf und ging.

Das Fruchtfleisch

Später am Abend lag ich in meinem Bett und versuchte das Gespräch zu vergessen, das wir nie geführt hatten. Wie hatte ich nur erwarten können, dass du mit mir reden wolltest, während du einen Apfel isst? Warum hatte ich geglaubt, dass du meine Gesellschaft der eines Apfels vorziehen würdest? Ich bin ja nur deine fremde Tochter. Immer mehr Gedanken spannen in einem unaufhörlichen Strom um mich herum. Sie schienen unheilsame Wolken an meiner Zimmerdecke zu formen. Graue, dichte Wolken, voller Sorgen. Meine Gedankenwolke wuchs exponentiell, bis sie mich schließlich vollends umhüllte und ich fürchtete, zu ersticken. Ein beißender Geruch stieg mir in die Nase und mein Mund füllte sich mit einem bitteren Geschmack. Ich sah nur graue Fäden vor meinen brennenden Augen schweben. Es war mir, als wären all meine Sinne von Rauch umgeben. Nur hören konnte ich noch, denn ich vernahm die bekannten Schritte des Fremden auf der Treppe. Später waren sie im Flur vor meinem Zimmer. Dort ruhten sie eine Weile, wie nach schwerer, getaner Arbeit. Es waren mühsame Schritte, die wussten, dass noch mühsamere Arbeit bevorstand.

Es klopfte sachte an der Tür. Der hölzerne Ton weckte mich aus meinem Frust und die unheilsame Gedankenwolke verschwand schlagartig. Mein Vater stand in der Tür und betrachtete mich. Konnte er mir meine Enttäuschung und Unzufriedenheit ansehen? Er zögerte mit seinem Eintreten und blickte in meinem Zimmer umher. Über jedes meiner Besitztümer wanderte sein Blick, um bloß nicht ein weiteres Mal zu mir zu schauen. Es schienen Minuten zu vergehen, bis er endlich vollständig in meinem Zimmer stand. Noch immer blickte er umher, als wolle er sich eine neue, noch unentdeckte Umgebung einprägen. Das Licht meiner Zimmerlampe schien von oben auf ihn herab. Sein nun erhelltgesicht schien mir fremd, zu oft hatte ich ihn im Schutz des Schattens gesehen, welches das Esszimmer ihm bot. In so einer hellen Umgebung war er sichtlich fehl am Platz und sein Unbehagen konnte ich aus seinen angespannten Gesichtszügen herauslesen. Alles an ihm vermittelte Unsicherheit. Sein Blick, seine Haltung, seine Gestik. Er wirkte plötzlich deutlich vertrauter, denn es war auch mein Blick, meine Haltung und meine Gestik, wenn ich

angespannt war. Dann begann er zu reden, und die Wiedererkennung meiner selbst im Verhalten meines Vaters schwand.

„Es hängen schon viele reife Äpfel an unserem Apfelbaum. Hast du schon einen gekostet?“

Schon wieder schaffte es mein Vater mich mit seinen nichtssagenden Äußerungen zu überrumpeln. Es glich seiner Art, einen Apfel zu essen. Schon beim ersten Bissen war ihm bewusst, dass sich im Innern ein ungenießbares Kerngehäuse befindet, welches er beim Essen schön vermied. In jeder Konversation verhielt er sich ebenso vorsichtig, um ja nicht in einen Kern zu beißen.

„Nein“, antwortete ich. Seine Abweisung vom Vormittag gab mir das Recht, nun dasselbe zu tun. Mein Vater sprach jedoch unabirrt weiter: „Hier, ich habe dir einen mitgebracht“. Dabei legte er einen glänzenden, roten Apfel auf meinen Schreibtisch. „Die sind ganz frisch.“ Ach ja, genau darüber wollte ich in dem Moment reden: Die Herrlichkeit seiner Äpfel.

„Wenn du Zeit hast, kannst du mir ja mal beim Aufsammeln helfen.“ Es war mehr eine Aufforderung als ein Vorschlag. Liebend gern.

Nachdem der Fremde gegangen war, starrte ich auf sein Mitbringsel. Es war ein ganz normaler Apfel und doch konnte ich meinen Blick nicht von ihm abwenden. Er hielt mich fest, sein Griff so steif, so unlösbar, egal wie stark ich mich wehrte. Wir, der Apfel und ich, wetteiferten darüber, wer wohl als Erstes wegschauen würde, wobei mir der einst freundschaftliche Wettkampf immer mehr, wie ein Duell um Leben und Tod vorkam. Die Gleichgültigkeit dem Apfel gegenüber verwandelte sich nach und nach in Wut. Vorwurfsvoll schaute er mich an. Angestrengt schaute ich zurück. Ich nahm ihn und hob ihn an meinen Mund. Ich konnte den fruchtigen und süßlichen Duft des Apfels riechen. Der Geruch mischte sich mit einer säuerlichen Note, die nicht im ersten Moment wahrnehmbar war. Der Gedanke hineinzubeißen ekelte mich an. In meinem Kopf wurde der Apfel Ursache des Problems. Er stand zwischen uns, der Apfel, den du immer isst. Diese simple Geste, bei der ich dich nun zu oft beobachtet hatte. Die einfache Tätigkeit des Apfelessens war für die meisten Menschen nichts mehr als das. Dich transportierte sie jedoch in eine weit entfernte, für mich unerreichbare Welt. Während du einen Apfel isst, sprichst du nicht, du hörst nicht und du schaust nicht hin.

Am nächsten Morgen lag der Apfel immer noch auf meinem Tisch. Vorwurfsvolle Blicke verfolgten mich, als ich unbehaglich durch mein Zimmer lief. Es gelang mir nicht den Apfel zu ignorieren, geschweige denn ihn zu vergessen. Ich hob ihn auf und zwang mich einen Bissen zu nehmen. Bevor man in einen Apfel beißt, kann man nur erahnen, wie er wohl schmecken wird, ob er süß oder sauer ist, saftig oder mehlig. Mein Apfel war trocken und geschmacklos. Ich nahm einen zweiten Bissen, bevor ich den Ersten überhaupt hinuntergeschluckt hatte. Schnell wollte ich es hinter mich bringen. Ein dritter Biss und ich begann zu würgen. Mir steckte ein Klumpen Pappe im Hals, den ich so schnell wie möglich hinunterschlucken wollte. Vier, fünf Bisse und meine Zunge wurde taub. Noch ein Biss. Mein Mund flehte vor Trockenheit. Fanatisch und ohne Halt verschlang ich Biss um Biss des abartigen Apfels. Beim nächsten Biss schnitt etwas in mein Zahnfleisch. Ich war dem blutigen Geschmack und der bescheidenden Feuchtigkeit, die das Blut spendete dankbar. Alles war besser als das pappige Stück Apfel in meinem Mund. Ein erstes Mal machte ich einen Halt und betrachtete den Apfel. Ich hatte ungefähr die Hälfte verzehrt und war am Kerngehäuse angelangt. Blut klebte an den Einkerbungen, die meine Zähne hinterlassen hatten. Anstatt meinen nächsten Bissen an den Rand zu setzen und so um die Kerne herum zu essen, biss ich mitten hinein. Das Kerngehäuse schmeckte bitter, aber ich hatte keine Zeit gründlich zu kauen. Mein Mund füllte sich immer mehr mit Blut und jeder Schluck schmerzte. Ich wollte schreien. Ich spürte, wie die scharfen Kanten der Kerne meinen Mund und später meinem Rachen hinunterkratzten und eine blutige Spur hinterließen. Rot brennende, wütende Streifen. Der Wahn erfasste mich erneut und ich aß weiter. Ich konnte nicht stoppen, bevor der Apfel vollends verschwunden war. Alles glühte, als hätte mich jemand von innen angezündet. Die Flammen züngelten meinem Rachen empor und stiegen mir in Nase und Augen. Vor Schmerz senkte ich meine Fingernägel in das verbliebene Stück Fruchtfleisch des Apfels. Erst zu spät bemerkte ich, dass ich den Apfel größtenteils verfehlt hatte und meine Fingernägel in meine eigene Haut presste. Sie hinterließen rot brennende Halbmonde auf meiner Hand. Meine Augen trännten von der scheinbar unendlichen Tortur. Langsam schleichend glitten die Tränen meinen Wangen herab und versuchten so das Feuer aus meinem Mund zu löschen. Erst als der Apfel weg war, konnte ich ruhen. Erschöpfung. Ich hatte den Apfel samt Kern und Stiel gegessen.

Die Kerne

Auf dem Esstisch lagen die Reste des täglichen Apfels des Fremden. Anders als ich hinterließ er die Schale, das Kerngehäuse mit den Kernen und den Stiel. Nur das Fruchtfleisch sah er als nützlich an. Ich sammelte die Hinterlassenschaften auf, die allesamt die Präzision meines Vaters aufwiesen. Die gleichmäßig geschälte Schale, die nahezu geschliffene Kugel um das Kerngehäuse herum und der sorgfältig abgetrennte Stiel. Ich warf alles in den Restmüll.

Mein Vater war draußen in unserem Garten und sammelte Äpfel auf. Bei meiner Ankunft nickte er mir nur kurz zu. Schweigend sammelten wir gemeinsam Äpfel auf und legten sie in einen Korb. Ich wünschte er würde etwas sagen, endlich nachgeben und zugeben, dass er Schuld an unserer Entfremdung trägt.

Mit jedem weiteren Apfel in unserem Korb fiel mir eine weitere misslungene Konversation zwischen mir und meinem Vater ein. Oft war er kalt und abweisend. Manchmal war ich es. Unzählige Äpfel, die mein Vater mir gebracht hatte, die ich nicht gegessen hatte, die ich ignoriert und später vergessen hatte. Rote, saftige, gute Äpfel, bevor sie trocken wurden und plötzlich ihren Geschmack verloren. Dass der Fremde nichts über mich weiß, ist vielleicht auch meine eigene Schuld.

Als ich aufblickte, um ihn anzusehen, war er mir schon zuvorgekommen und ich schaute geradewegs in seine grauen Augen. Er hatte einen entschuldigenden Ausdruck aufgesetzt und dennoch wusste ich, dass er seine Entschuldigung nicht in Worte ausdrücken würde. Aber vielleicht reichte das fürs Erste. Es musste genügen.

„Komm mit rein“, sagte er. „Es wird kalt.“